

aus reiner Freude am Schmutz im Rot gewühlt hätte" — oder meistens dadurch, daß dem Gegner in ruhiger Form, aber mit überzeugender Klarheit die trübe Quelle oder das verfluchte Vorurteil für seinen Irrtum aufgedeckt wird.

Das Mitgeteilte sind nur dürftige Andeutungen von dem geschickt ausgewählten und wohl angeordneten Inhalte der Erstlingschrift, deren Verfasser bereits eine erstaunliche Belesenheit in den Denkmälern unserer älteren Literatur bekundet. So durfte er es auch ohne Anmaßung wagen, Winke und Wünsche für weitere Untersuchungen in der Murnerforschung zu äußern, wie etwa über das gegenseitige Verhältnis zwischen Murner und Brant oder über den sitten- geschichtlichen Reichtum in Murners Satiren, da die vorliegenden Versuche zur Lösung oder Darlegung unzulänglich seien.

Als zusammenfassendes Urteil eines so glücklichen ersten Griffes wird man es freudig mit unterschreiben können, was ein sachverständiger Kenner in den „Histor.-polit. Blättern“ (Bd CLVI, Hft 5) kurz und klar anerkannt und ausgesprochen hat: „Die Schrift von Lessß gehört zum Wertvollsten, was bisher über Murner geschrieben worden ist. Sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zum resillosen Verständnis des seltsamen Mannes, der an der Wende zweier Welten steht. Auch der Kulturhistoriker findet in den hier niedergelegten Untersuchungen eine reiche Fundgrube. Besonders Lob möchte ich auch der frischen sprachlichen Darstellung zuzollen; sie sticht erfreulich ab von der verwahrlosten Schreibart mancher Fachgenossen, deren Elaborate den Leser oft anmuten wie literarische Brockenfassungen. Ich gestehe gerne: Ich habe aus dem Buche manches gelernt.“

Wenn nach solch edler Anerkennung noch eine persönliche Nachschrift gestattet ist, so set daran erinnert, welch ein Genuß die vorliegende Arbeit unserem besten Kenner jener früheren Zeiten unseres Schrifttums bereitet hätte, wäre er noch unter den Lebenden, und wie sehr es für solche Forschungen zu bedauern ist, daß Professor Schönbach sein eigentliches Lebenswerk, die Geschichte der mittelalterlichen Predigt, nicht fertigstellen konnte. Über seinen Nachlaß verlautete bisher noch nichts, und so ist auch ein anderer bereits verabredeter Plan für die Predigt des 16. Jahrhunderts als Fortsetzung des Schönbachschen Werkes, vorläufig wenigstens, zu Scheitern gegangen. Der Murnerforschung wäre beides sehr zu statten gekommen.

Nikolaus Scheib S. J.

Das erste Kriegsjahr an der Westfront.

Zu den wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur gehören gegenwärtig noch die Berichte derer, denen beschieden war, die großen Ereignisse mit eigenen Augen zu sehen und mit den Helden des Feldes persönlich zu verkehren. Wenn spätere Geschichtsschreiber darangehen, den großen Zusammenhang der Ereignisse darzustellen, werden diese Schriften als Quellenwerke neuen Wert erlangen. Ein solcher Vermittler zwischen Heer und Heimat ist Prof. Georg Wegener, der in dem Werke „Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront“,

(Brochhaus, Leipzig), den Daheimgebliebenen mitteilt, was er als Berichterstatter beim Großen Generalstabe auf dem westlichen Kriegsschauplatz sah und erfuhr.

Die Einleitung des Buches versetzt uns in unvergeßliche Tage, in die Zeit jenes unheimlichen Druckes, der in ganz Europa fühlbar wurde, als die Sühneforderung Österreichs an Serbien erging, als von diesem ersten Wetterleuchten an mit beängstigender Schnelligkeit die Sturmzeichen sich mehrten, aus denen der Weltbrand auslodern sollte. Das Glockengeläute in Dorf und Stadt am Abend des 1. August 1914 war das Begleitgebet bei der Verkündung des Krieges.

Der Ernst der Stunde wurde stark empfunden. Ruhig bereitete sich jeder vor ohne große Gebärde, ohne Verleugnung des Schweren, dem man entgegenging, aber auch ohne Schwanken, mit vollkommener Selbstverständlichkeit, alles hinzugeben, was sein mußte. In der ureigenen deutschen Art der stillen, gesammelten, unwiderstehlichen Kraft äußerte sich die Flamme der Begeisterung. Selbst als die Kriegserklärungen der Gegner sich geradezu überstürzten, keine Panik, keine Verwirrung, die Haltung der Griechen vor den Perserkriegen an vorbildlicher Großartigkeit übertreffend. Ganz Deutschland war während dieser Mobilmachungstage ein einziges ungeheueres Kriegsinstrument, das mit wunderbarer Genauigkeit arbeitete.

Die Heeresleitung hatte anfangs einen Schleier über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz gebreitet. Als aber gerade acht Tage nach Kriegsbeginn wieder die Glocken erklangen und die Siegesnachricht von Rüttich verkündeten, da durchzitterte eine festliche Erregung das ganze deutsche Volk. Es kamen nun auch nähere Nachrichten über die Schlacht zwischen Metz und den Vogesen und enthüllten die Tatsache eines großartig angelegten Planes, nach dem wir den Gegner absichtlich unter Preisgabe deutschen Gebietes weit vorgelockt haben, um dann um so vernichtender über ihn herzufallen. Man erfuhr die Völkerrechtswidrigkeit des fürchterlichen Franktireurkrieges in Belgien, der uns gebieterisch zu schreckenden Abwehrmaßnahmen zwang. Im folgenden ein gedrängtes Bild dessen, was Begener aus eigener Anschauung berichtet.

Was war in diesen wenigen Tagen geleistet worden! Welche Gegensätze waren geschaffen in unmittelbarer Nähe! Hier das heimatlische Land in der ganzen Schönheitsfülle des Hochsommers: sonnige Felder in üppiger Erntepracht, blühende Rosenhecken vor reizenden Landhäusern, auf den rebenumkränzten Hügeln die alten Burgen, Schlösser und Wallfahrtskirchen, das Rheinland in seiner ganzen Anmut und Lieblichkeit. Und jenseits der Grenze auf dem Schauplatz des großen Ringens mit einem Schlage das ganze Grausen des Krieges. Zwölf Kilometer vom deutschen Lande entfernt liegt das Städtchen Battice, wo der erste größere bewaffnete Widerstand geleistet, aus allen Fenstern herausgeschossen worden war. Nur die Verblendung eines unmilitärischen, mit der Wucht geordneter Heeresmassen gänzlich unvertrauten Volkes konnte ein so wahnwitziges Unterfangen ins Auge fassen. Nun sah man von der Straße aus in das vom Feuer geschwärzte Innere der Häuser ohne Dach. Auf verkohlten Balken ruhen Teile geborstener Decken; der Fußboden ist mit Ziegelbrocken und kohlenbem Holzwerk bedeckt, an den Wänden gelegentlich ein Bild, das seltsam ins Leere hinaus-

ſchau; hinter den zerſtörten Häuſern bisweilen ein unverſehrtes kleines Gärtchen, wo rote Roſen über das Geländer quellen. Auch die Kirche, die als Hinterhalt benutzt worden war, iſt zerſtört. An den Häuſern kleben noch einige Plakate, die für den nächſten Sonntag zu einem großen Ball einladen — und nun kein lebendes Weſen weithin: Todesſchweigen über allem. Die Leichen haben unſere Soldaten beſtattet, nur aus den Kellerlöchern dringt ein atembeklemmender Geruch; unter den Trümmermaſſen, welche die Keller füllen, müſſen Leichname liegen. Je näher man Lüttich kommt, um ſo mehr häufen ſich die Zeugen erbitterter Kämpfe. Bald tauchen leichtgebuckelte, niedrige Erdhügel auf — es iſt das Fort Fléron, das erſte der zwölf großen Außenforts der Feſtung Lüttich. Von den Schüſſen unſerer Artillerie zerſetzte Stahlbrahlverhaue liegen umher und ſtählerne Schutzſchilder der einſtigen Verteidiger; im Sand noch eine unfreipierte Granate, kenntlich gemacht durch ein Fähnchen und mit einem Bindſaden umzäunt. Aus einem Spalt des oberſten Panzerturmes ragt die weiße Fahne der Übergabe. In dem Labyrinth der unterirdiſchen Kaſematten befinden ſich noch belgiſche Gefangene und eine deutſche Beſatzung, die ſich darin bereits wieder Behaglichkeit geſchaffen hat. Und ſchon iſt die Heeresleitung am Werk, die Feſtung wieder in Verteidigungszuſtand zu verſetzen. Jenseits der Forthöhe, am gegenüberliegenden Berghange breitet ſich ein Meer ſilbergrauer Dächer aus, es iſt die Stadt Lüttich ſelber. Sie war genommen durch die Unwiderſtehlichkeit unſeres erſten Anſturmes in dieſem Kriege und iſt jezt der Mittelpunkt brauſenden militäriſchen Lebens: ein ſcheinbar chaotiſches Gewirre marſchierender Soldatenhaufen, dahersprengender Reitertrupps, durcheinanderſitzender Automobile, eifertiger Ordonnanzen mit großen Mappen — und das alles doch unverkennbar das Wirken eines großen, einheitlichen Geſchehens. Der Juſtizpalast iſt nun die Reſidenz des deutſchen Gouverneurs der Provinz Lüttich. Ein paar Maſchinengewehre auf dem ſchönen Allan kennzeichnen die gegenwärtige Sachlage.

Auf die Widerſtandsfähigkeit der großen belgiſchen Feſtungen hatten unſere Feinde bei ihren Berechnungen des Krieges hohen Wert gelegt. Loncin, das ſtärkſte Fort von Lüttich, war mit neuen Panzertürmen ausgeſtattet, die man für unverwundbar hielt. Sie beſtanden aus dem härteſten Panzerſtahl von mehreren Dezimetern Dicke; dieſe waren in eine zwei und mehr Meter dicke Eiſenbetonmaſſe eingebettet und hatten biſher jeder Geſchoßwirkung geſpottet. Das Ganze war tief in die Erde eingelaffen, daß nur die kaum ſichtbare Kalotte des Helmes darüber emporragte. Der alte Kampf zwiſchen Panzer und Kanone ſchien für lange Zeit zugunſten des Panzers entſchieden zu ſein. Daher das Entſetzen unſerer Feinde, als ſie vom Vorhandenſein der großen Kruppschen Mörſer und ihrer Wirkungen hörten. Das Fort Loncin ſollte dieſe zuerſt in unerhört fürchterlicher Weiſe erfahren. Mit leichter Artillerie hatten die Unſrigen zuerſt ſich eingeſchoſſen, und als die Entfernung unſerer Stellung von dem Fort genau bekannt war, aus dem neuen Mörſer zuerſt zwei noch nicht eigentliche Vollgeſchoſſe abgeſeuert. Als dieſe vollkommen ſaßen, wurde das richtige Geſchoß entſandt, ohne unmittelbare Sicht des Zieles. In gewaltigem Steilbogen flog es hinüber, ſenkte ſich genau über der zu treffenden Stelle, und das Fort Loncin war erledigt.

Nun gähnte an Stelle der flachen Hügelkalotte eine trichterförmige Vertiefung von 50—60 m Breite und 20—30 m Tiefe wie der Krater eines Vulkans. Das Geschöß hatte die „bombensichere Decke des Forts“ so tief durchschlagen, daß es mitten in die Pulverkammer eingedrungen war und diese zur Entladung gebracht hatte; daher die titanische Größe der Verwüstung. So hatte man in dem neuen Geschöß ein Mittel, ohne weitere Menschenopfer in aller Ruhe aus einer Entfernung von fast zwei deutschen Meilen ein Fort nach dem andern in Trümmer zu schießen. Die Kommandanten der übrigen Forts wurden eingeladen, an den Wirkungen der 42er die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einzusehen. Einige lehnten ab, aber nach den ersten Schüssen kapitulierten auch sie. Die vernichtungsspeienden Ungeheuer aber zogen weiter zu neuer großer Arbeit, zur Bezwingung der Festung Namur. Drei Tage nur dauerte der Widerstand Namurs, von dem die Engländer noch kurz vorher verkündigt hatten, daß es drei Monate aushalten werde. Wie ein Flug jäh dahinstürmender Stoßvögel bringen nun die deutschen Heerführer mit ihren Armeen allenthalben über die französische Grenze: das deutsche Westheer von Cambrai bis zu den Südbogesen, die Armee des Generalobersten v. Kluck, wirft die englische Armee bei Maubeuge, die Generalobersten v. Bülow und v. Hausen schlagen acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas vollständig; Namur fällt; die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg verfolgt den geschlagenen Feind über den Semois und überschreitet die Maas; die Armee des Deutschen Kronprinzen nimmt eine besetzte Stellung des Feindes vorwärts Longwy und weist einen starken Angriff aus Verdun ab; Longwy fällt; die Armee des Kronprinzen von Bayern wird von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen und weist den Angriff zurück; die Armee des Generalobersten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen fort, das Elsaß ist vom Feinde gesäubert. Und hinter den vordringenden Armeen wird mit deutscher Energie und Gründlichkeit sofort die Verbindung zwischen ihnen und der Heimat aufgebaut und die eroberten Gebiete werden in geordnete Verwaltung genommen. Zu dem Zwecke wird die Mobilmachung des Landsturmes befohlen und dieser zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen. Die Einnahme von Reims bedeutet den Gipfelpunkt unseres grandiosen Vorwärtstürens auf der ganzen Frontlinie unseres Heeres. Schon sind die Armeen bis in die geographische Breite von Paris vorgebracht. Die Bevölkerung der Hauptstadt erzittert, die französische Regierung flüchtet nach Bordeaux. Da erfolgte der plötzliche Widerstand der Gegner vor Paris und an der Marne. Wie die „Schlacht an der Marne“ den Rückzug unserer Armeen bis zur Aisnelinie erzwang, wird erst einem späteren Geschichtschreiber abschließend zu beantworten möglich sein, wenn ihm alle Berichte darüber von beiden Seiten zur Verfügung stehen. Die rückstutende Welle unserer Truppen verließ Reims am 11. September, und die Franzosen zogen wieder ein. Seitdem liegt Reims im unmittelbaren Kampfgebiet. Die Besonnenheit der Franzosen hatte bei der ersten Einnahme der Forts die nun offene Stadt nicht weiter verteidigt und dadurch die Zerstörung unermesslicher Werte verhindert. Deutschland hatte erklärt, das wundervolle Bauwerk

der Kathedrale auch fernerhin zu schonen, wenn der Feind keinen militärischen Gebrauch von ihm mache. Der Gegner hat die ritterliche Verabredung nicht gehalten. Wiederholt entdeckten die Deutschen, daß die Türme trotzdem zur Beobachtung unserer Stellungen benutzt wurden, um ein Feuer von verheerender Wirkung auf sie zu richten. Auch wurden Batterien vor der Kathedrale aufgestellt. Es blieb nichts anderes übrig, als die Beobachtungsposten und Batterien durch Schüsse zu entfernen. Eine Feuersbrunst setzte den Dachstuhl der Kirche in Flammen. Vieles von dem reichen Skulpturwerk ist zweifellos zerstört worden; doch bedeutet es nicht Unerseßliches. Schon vor dem Kriege hatte man mit der Erneuerung des stark verwitterten bildnerischen Schmuckes des Baues begonnen und ihn deshalb außerordentlich genau bildlich festgelegt. Jedenfalls aber bleibt bestehen: Wenn der Landeseigentümer die Stadt, in der sich ein architektonisches Kunstwerk befindet, zum Sitze eines militärischen Widerstandes macht, so fällt die Verantwortung dafür auf sein eigenes Haupt zurück.

Während nun an allen übrigen Stellen des westlichen Kriegsschauplatzes der Vormarsch zum Stehen gekommen war, schritt der Nordflügel noch eine Zeitlang zu weiteren Taten fort. Nach der Einnahme von Antwerpen wird in Frankreich die Festung Lille besetzt und am gleichen Tage Gent genommen. Zwei Tage später sind Brügge und Ostende unser, das Gegengestade von England ist erreicht. Den kleinen Rest Belgiens vollends zu nehmen, verhinderte die von den Belgiern ins Werk gesetzte Überschwemmung des Landes. Das deutsche Heer mußte sich hinter die Yser zurückziehen. So beginnt mit November 1914 die zweite Periode des Krieges, der Stellungskampf.

In seinem Werke „Das Volk in Waffen“, letzte Auflage 1899, begründet Freiherr v. d. Goltz den Satz: „Sicher ist, daß ein Krieg der nächsten Zukunft von dem Element der Beweglichkeit, welches unsern letzten Feldzügen so sehr eigen war, viel verlieren muß.“ Nach dem Urteile eines so großen Kenners hat also diese Stocung des Krieges nichts Überraschendes, sondern es ist das Natürliche, das zu Erwartende gewesen. Wie im Japanisch-Russischen Kriege in der Schlacht bei Mukden, so stehen sich die Gegner tief in den Boden eingegraben gegenüber. Von der Nordsee bis zur Schweiz auf einer 600 km langen Strecke liegen die Befestigungslinien der feindlichen Heere. Man wird an die uralten Anlagen des Hadrians- und Antoninuskwalls und an den Limes erinnert. An die Stelle der großen Einzelbefestigungen tritt die Feldbefestigung aus Schützengraben mit Unterständen, Stacheldrahthindernissen, Sappen, Minen, Maschinengewehren. Das ganze Kampfgebiet wird eine einzige Festung. Die Flieger müssen da fast ganz die Arbeit der Aufklärung über die feindlichen Stellungen und Maßnahmen übernehmen. Kavallerie fällt vollkommen weg; die durch Patrouillen hält sich in sehr engen Grenzen der Möglichkeit. Die Fliegerphotographie ist das bis zu großer Vollkommenheit ausgebildete Hilfsmittel. Aus großer Höhe aufgenommen zeigen die Bilder mit verblüffender Schärfe in feinen, hellen Linien die überflogenen Gräben.

Dieser Schützengrabenwall erhielt uns, was wir in glänzendem Ansturm dem Feinde abgenommen hatten. In der Heimat wird das Schützengrabendasein oft

als eine im Grunde ganz drollige Sache angesehen. Die Schützengrabenwitze und humoristischen Feldposterzählungen unserer Soldaten haben diesen Eindruck erzeugt. Und Gott sei Dank, unsere Feldgrauen haben wirklich ihren „Humor im Schützengraben“. Wenn aber der Humor auf ernstem Grunde erwächst, so ist das gewiß hier der Fall. Seit Ende des vorigen Jahres versuchte Joffre an verschiedenen Stellen zur Offensive überzugehen. Besonders hartnäckig und leidenschaftlich wurden die Versuche in der Gegend der Champagne Pouilleuse zwischen Reims und den Argonnen. Hier verläuft unsere Stellungslinie in einer Landschaft ohne schroffe Höhen und ausgesprochene Talfurchen, sie besitzt weder durch größere Flußläufe noch durch Überschwemmungsflächen natürliche Verteidigungslinien. Auf seiten der Franzosen dagegen ist das Lager von Châlons mit seinen Kriegsvorräten nahe, eine Eisenbahn führt dicht hinter ihrer Front vorbei, und ein gelungener Durchbruch an dieser Stelle hätte die deutsche Kampffront in zwei Hälften auseinandergerissen. Wie ein Widder unablässig auf dieselbe Stelle einer Mauer stößt, so suchten darum hier die Feinde auf einer Breite von nur 6 km durch die deutsche Linie ein Loch zu brechen. An die „Winterschlacht in der Champagne“, die am 20. Dezember begann, schloß sich unmittelbar die „Frühlingschlacht“. Die Zeit vom 16. bis 20. Februar bezeichnet die wütendsten französischen Durchbruchversuche. Die Franzosen verfolgen dabei den Grundsatz, die Truppe möglichst oft zu wechseln. Im Laufe der Zeit wurden in der Champagne 50 verschiedene Regimenter festgestellt. Jedes Regiment darf nur einmal stürmen, weil die französischen Soldaten die Nervenanspannung nicht länger aushalten. Die Art und Weise des Kämpfens an den beiden Fronten ist ein unablässiges Ringen hin und her um kleine Abschnitte der Schützengräben und Verhaue, so daß Gewinn und Verlust an einem Tage oft gar nicht gegeneinander auszurechnen sind. Es belegen z. B. die Franzosen eine kurze Strecke eines Schützengrabens stundenlang derart mit dem „Trommelfeuer“ ihrer Artillerie, daß sie Schuß neben Schuß setzen, daß der Graben schließlich kein Graben mehr ist, sondern eine formlose Mulde. Dann stürmen sie an dieser Stelle vor und graben sich ein. Aber dieser zahnförmige Vorsprung ist zu beiden Seiten und dahinter von unsern Schützengräben umschlossen, und nun beginnt mit Minenwerfen und Handgranaten die Rückeroberung. Bisweilen kneist man dieses feindliche Gebilde an der Wurzel ab und nimmt die ganze Gesellschaft gefangen. Umgekehrt geht es uns ähnlich. Das Furchtbarste sind die ungeheuerlichen Kanonaden bei umfangreichen Durchbruchversuchen. Sie fordern die größte Nervenleistung, die der Menschheit bisher zugemutet wurde. Die Schallwirkung der Kanonenschüsse und der platzenden Granaten läßt sich etwa vergleichen mit einem fürchterlichen Gewitter, bei dem es Stunden um Stunden unablässig einschlägt. Man glaubt den Berg unter sich beben zu fühlen. Die Luft zittert in unzähligen Wellen, welche die Nerven in einen aufregenden Zustand höchster Anspannung versetzen. In der Lorettoschlacht im Mai 1915, einem neuen Versuch Joffres, den eisernen Wall zu durchbrechen, setzte von feindlicher Seite ein Trommelfeuer ein, wie es weder in der Champagne noch bei Neuve-Chapelle vorgekommen war. Beinahe jeder Fußbreit Boden wurde mit Granaten belegt. Dann drangen die

Franzosen mit gewaltigen Truppenmassen zum Sturm vor. Es gelang ihnen, wie sich denken läßt, unsere durch das furchtbare Feuer erschütterten Stellungen mit außerordentlicher Übermacht zu überrennen, und eine kurze Zeitspanne schien der Durchbruch zu glücken. An dem heldenmütigen Verhalten unserer Infanterie, dem ruhigen und sichern Feuer unserer Artillerie, der glänzenden Organisation unseres Ersatzes und der außerordentlichen Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahnen scheiterte die Durchbrechung unserer Stellungslinie. Es ist daraus aber auch ersichtlich, was für ein Heldentum das Dasein einer im Kampf stehenden Truppe in den Schützengräben ist. Nur bei Nacht ist es möglich, längere Zeit aus den Unterständen herauszuschlüpfen, die versteiften Glieder zu bewegen, die zerstörten Gräben wieder in Ordnung zu bringen, etwas warme Nahrung aus den weiter rückwärts ansfahrenden Feldküchenwagen durch die langen Annäherungsgräben heranzuschaffen, den Mannschaftswechsel in die zweiten und dritten Stellungen vorzunehmen. Und das alles unter steter Lebensgefahr; denn in dem monatelangen Gegenüberliegen ist der Gegner so genau auf unsere Stellungen eingeschossen, daß er sie aus seinen eingespannten Gewehren auch im Dunkel trifft, und bei jedem verdächtigen Geräusch schießt er auch während der Nacht; auch erleuchtet er das Gelände mit Leuchtkegeln. An Schlaf ist wenig zu denken; bei Tage aber ist die ganze Existenz eine einzige fieberhafte Spannung. Die Gräben sind vielfach nur 10—15 Meter vom feindlichen entfernt, ja fünf Meter kommen vor. 25 Meter gelten schon als ein guter Zwischenraum. Jeden Augenblick kann die Handgranate oder das schwerfällige Geschöß des Minenwerfers herüberfliegen mitten in den Graben hinein und die dort Weilenden in Stücke reißen. Auch in den Unterstandshöhlen ist keine Sicherheit. Reife hört man den krahenden und klopfenden Schall des feindlichen Minengräbers; es ist unzweifelhaft, daß irgendwo in der Nähe ein unterirdischer Gang an unsere Stellung vorgetrieben wird; über kurz oder lang wird von diesem Gang aus eine fürchterliche Explosion erfolgen, die einen Teil unseres Grabens mit allem, was darin ist, in Atome zerschmettern soll.

So haben unsere Truppen den langen, langen Winter zugebracht in Nebel, Schlamm in heldenhafter Ausdauer; das ist eine herrliche Ruhmestat, das ist viel, viel mehr als alle Leonidastaten des Altertums; nur in Ehrfurcht und brennendem Danken sollten wir zu diesen Männern hinüberschauen.

Alfred Gökel S. J.



Gegründet 1865
von deutschen
Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Mudermann S. J., München, Giselstraße 31 (Fernsprecher: 32 749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Kroje S. J., M. v. Noßitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.